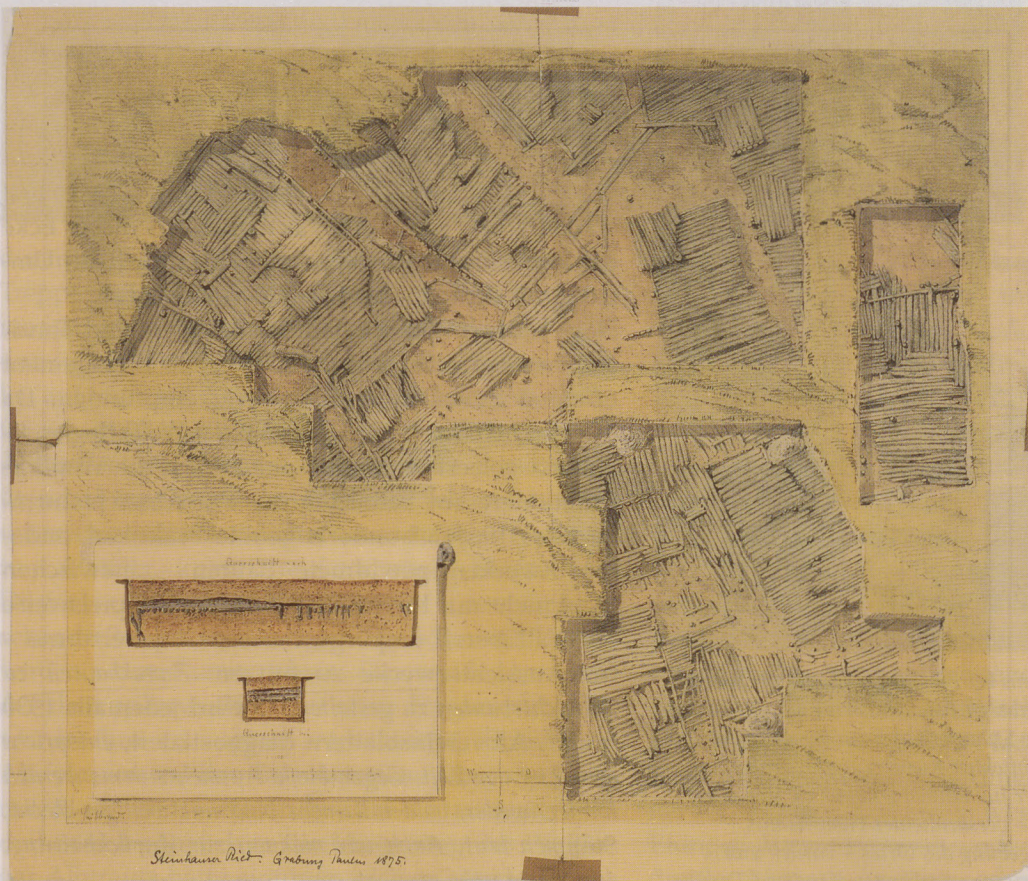


## Auf der Suche nach der Vergangenheit – Archäologie und Archäologen am Federsee zwischen den Weltkriegen

Im Federseemuseum in Bad Buchau, einem Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums, ist derzeit eine Ausstellung «120 Jahre Archäologie am Federsee» zu sehen. Bei der «Suche nach der Vergangenheit», so der Titel, ist es dem jungen Archäologen Erwin Keefer, der im Stuttgarter Alten Schloß die Steinzeitsammlung mit großem Erfolg wieder aufgebaut hat und nun diese Ausstellung in Bad Buchau betreut, nicht nur darum gegangen, die großartigen, epochalen Grabungen nach den «Pfahlbauten» im Federseeried einem breiteren Publikum vorzustellen. Die Suche nach der Vergangenheit ist in einem doppelten Sinne gemeint: Hier wird zugleich erstmals ein Stück der unbewältigten Vergangenheit der südwestdeutschen Archäologie präsentiert. Am «forschungsgeschichtlichen Fallbeispiel Federsee» kann der Besucher das Werden der Wissenschaft nachvollziehen, den Weg der Archäologie und der Archäologen verfolgen. Hier wird der Aufstieg in ungeahnte Höhen und der tiefe Fall in der Weimarer Republik und im Dritten Reich deutlich. Das mitunter dunkle Kapitel, dessen Aufarbei-

tung erst im Gange ist, weil die Archive am Bodensee und in Ostberlin bis vor kurzem unzugänglich waren, lohnt einige Bemerkungen über Personen und Institutionen, in denen sich die Forschungs- und die Wissenschaftsgeschichte spiegeln.

Die Zeit zwischen den Weltkriegen ist eine faszinierende Epoche für die heimische Archäologie. Damals etablierte sich die «Spatenwissenschaft» als eine eigenständige Größe. Über weite Strecken bis dahin eine Sache von Amateuren und Dilettanten, wird sie nun in größerem Maßstab professionell betrieben – freilich häufig immer noch von Außenseitern und Sonderlingen. Damals löste sich die Prähistorie von den Naturwissenschaften und fand damit Aufnahme im Schoß der Geisteswissenschaften. Der Mensch – nicht mehr die Natur – stand von nun an im Mittelpunkt. Ihre Herkunft von der Naturwissenschaft hat die Ur- und Frühgeschichte gleichwohl nicht geleugnet und hat deren Methoden angewandt. Die fruchtbare Verbindung von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften trug seit der Zwischenkriegszeit reiche Früchte.



*Ausgrabung der Pfahlbaustation Schussenried im Jahr 1875 durch den Oberförster Eugen Frank; die Holzböden sind deutlich zu erkennen.*

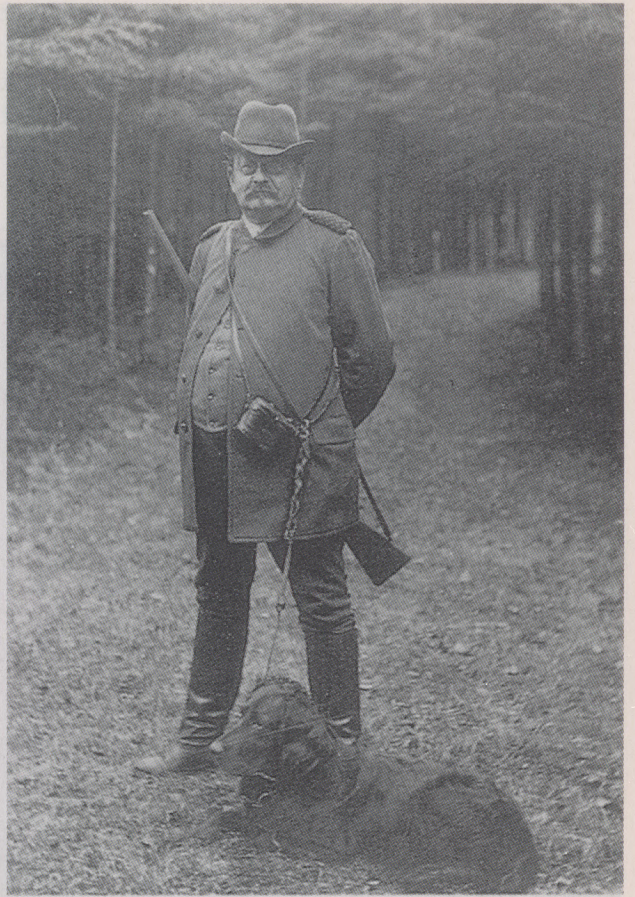


Am Anfang der Archäologie im Federseeried steht der Torfabbau, der nach verschiedenen, zum Teil schon länger zurückliegenden Seefällungen – also Maßnahmen der Senkung des Grundwasserspiegels und der Trockenlegung des Rieds – in großem Maßstab möglich wurde. Das rohstoff- und energiearme Königreich Württemberg nutzte seine wenigen Quellen. Torf statt Kohle verfeuerte die Südbahn von Ulm nach Friedrichshafen. Die vielbesungene «Schwäb'sche Eisabahn» führte die Archäologen in die Steinzeit.

Die Aufsicht über den Torfabbau im Staatsried bei Bad Schussenried führte der aus Esslingen stammende königlich-württembergische Oberförster Eugen Frank (1842–1897). Ihm meldete im Mai 1875 ein Arbeiter, man habe «Pfahlbau» gemacht. Es war dies die Zeit des grassierenden «Pfahlbaufiebers», nachdem der Schweizer Ferdinand Keller 1854 am Zürichsee «Pfahlbauten» ausgemacht hatte und man hernach auch an anderen Voralpenseen – zum Beispiel 1856 vor Bodman im Bodensee – gleichfalls solche Reste *jahrtausendealter romantischer Hütten über dem offenen Wasser* entdeckt hatte. Entdeckerfreude sowie nach 1848 die Abwendung des Bürgertums von der Politik und der geistige Rückzug ins Private, die Flucht aus der Wirklichkeit in die unverfänglich erscheinende Beschäftigung mit der Geschichte als einem Ersatz taten ein übriges, den Enthusiasmus zu wecken und am Leben zu halten.

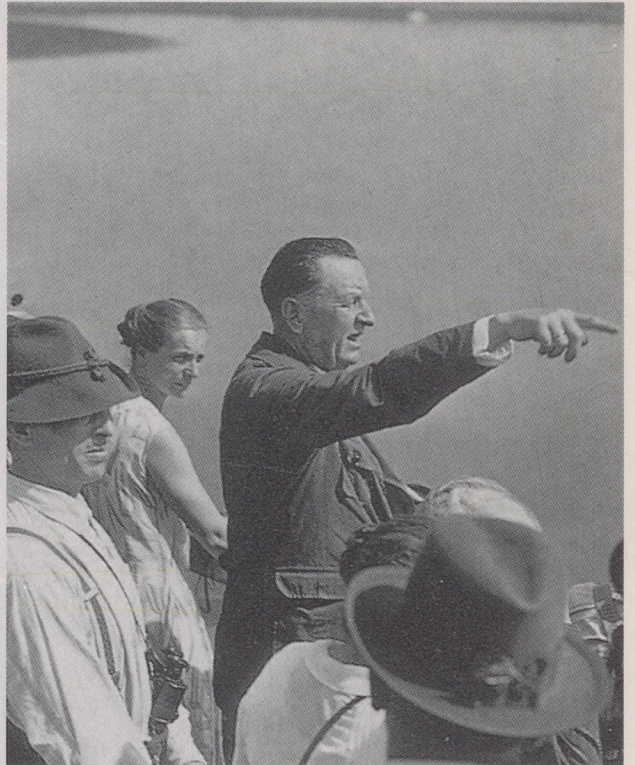
Oberförster Frank erhielt vom Landeskonservator Eduard Paulus d.J. in Stuttgart den Auftrag, die «Pfahlbauten» auszugraben. Es waren die ersten Moorbauten Europas, die Frank freilegte. Die Fundorte im Ried gaben den jungsteinzeitlichen Kulturen den Namen: Aichbühler und Schussenrieder Kultur.

Frank war Dilettant, im ursprünglichen Sinn des Wortes. Ein glücklicher Umstand hatte ihn zum Ausgräber gemacht. Es erstaunt nicht, daß er anfangs dabei nur nach schönen Funden Ausschau hielt. Die vielen prächtig erhaltenen Hölzer der Böden und Wände seiner «Pfahlbauten» bereiteten ihm eher Kopfzerbrechen. Er konnte mit ihnen nichts anfangen und ließ sie einfach wegschaffen. Erst von der zweiten Ausgrabung an wurden sie vorher wenigstens in Zeichnungen festgehalten. Die Befunde waren, auch wenn man sie nicht richtig verstand, beeindruckend. Oberschwaben schwärmte vom «schwäbischen Pompeji». Frank galt bald als «Pfahlbau»-Autorität und wurde im



Oben: Der königlich-württembergische Oberförster Eugen Frank mit Büchse, Feldstecher und Hund. Der «Pfahlbau»-Autorität verlieh die Universität Tübingen den Ehrendoktor.

Unten: Oberförster und Moorgeologe Walter Staudacher bei einer Führung am Federsee.







Der Biberacher  
Zahmarzt Heinrich  
Forschner (links)  
bei einer Grabung  
während des Ersten  
Weltkriegs.



Der Buchauer  
Flaschnermeister  
August Gröber,  
leidenschaftlicher  
Sammler und trei-  
bende Kraft bei den  
Ausgrabungen im  
Federseeried, in  
seiner Werkstatt,  
inmitten einer  
Pracht-Kollektion  
prähistorischer  
Keramik.



Jahr vor seinem Tode von der Universität Tübingen mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Der Oberförster aus der Provinz blieb sich freilich zeit- lebens seiner Grenzen bewußt. Er mühte sich stetig um Wissensmehrung. Obwohl selbst eine archäolo- gische Autorität, holte er sich bei vielen anderen Fachleuten wissenschaftlichen Rat ein.

Mit dem Biberacher Zahnarzt Heinrich Forschner (1880–1959), der 1920 die bronzezeitliche «Siedlung Forschner» entdeckte, trat wieder ein Amateur auf den Plan. Schon vor dem Ersten Weltkrieg unter- nahm er im Kontakt mit dem Landeskonservato- rium kleinere Grabungen und erhielt dafür Lob von Fachleuten. Nach dem Kriege wurde er ein wichti- ger und verläßlicher ehrenamtlicher Mitarbeiter des – seit 1920 so benannten – Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart, das, personell und fin- anziell dürftig ausgestattet, sich um das fund- trächtige, in vorgeschichtlicher Zeit einmalig dicht besiedelte Federseebecken kaum kümmern konnte.

#### *Die große Zeit der Buchauer Ausgrabungen – Zusammenarbeit von Heimatverein und Universität*

Oscar Paret (1889–1972), Assistent und 1934 Nach- folger Peter Goeßlers in diesem Amte, führte ein- zelne kleinere Grabungen durch, bei denen zum Beispiel 1921 ein Einbaum geborgen und sechs Jahre später das Pfahlwerk einer bronzezeitlichen «Landungsstelle» gefunden wurde. In der großen Zeit der Buchauer Ausgrabungen, in den zwanzig- er Jahren, mußte sich das Stuttgarter Amt aber auf gelegentliche Besuche beschränken, auf Beobachter und Berichterstatter vor Ort – Heinrich Forschner und Walter Staudacher – stützen.

Die in Europa beispiellosen und erfolgreichen Gra- bungsunternehmungen im Federseeried sahen an- dere Akteure: Der Buchauer «Verein für Altertums- kunde und Heimatpflege», dessen treibende Kraft der Flaschner August Gröber (1856–1931) war, und die Universität Tübingen. Gröber war ein leidens- chaftlicher Sammler und bestrebt, das Ansehen seiner Heimatstadt zu mehren. Er betrieb die Ein- richtung eines Museums im Schloß 1919, dessen Exponate durch die Ausgrabungen stetig wuchsen. Der Verein, der 1920 die steinzeitliche Siedlung im Dullenried entdeckte und wenig später die spät- bronzezeitliche «Wasserburg» Buchau, wurde von Goeßler mangels Kapazität des Stuttgarter Amtes an das Urgeschichtliche Forschungsinstitut (UFI) der Universität Tübingen verwiesen, das gerade in Riedschachen und Aichbühl ausgrub.

Daraus entwickelte sich eine lange und enge Zu- sammenarbeit von Verein und Universität, zu bei-

der Vorteil. Der Verein sorgte für die Grabungs- rechte, für Grabungshelfer und Material. Tübingen übernahm die wissenschaftliche Grabungsleitung, die Finanzierung, die Öffentlichkeitsarbeit und Pu- blikation der Grabungsergebnisse.



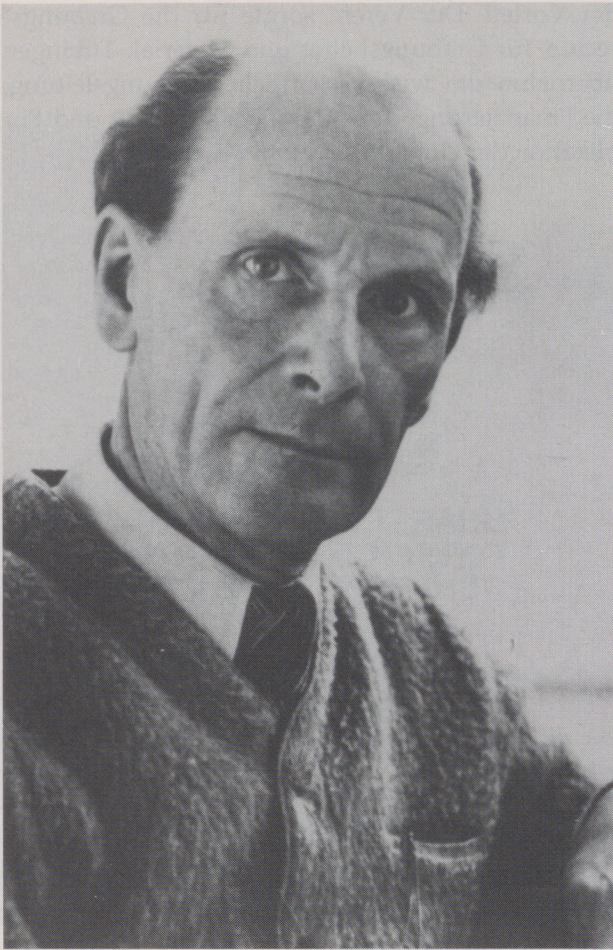
### **URGESCHICHTLICHES FORSCHUNGSINSTITUT SCHLOSS TÜBINGEN**

*Signet des UFI. Von der Universität Tübingen, zu dem es gehörte, ist bewußt nicht die Rede.*

Der Verein hielt den Tübinger Archäologen auch den Rücken frei gegen Kritik und Einwände Forschners, der der Arbeit des UFI und besonders dem örtlichen Grabungsleiter Hans Reinerth mit Skepsis gegenüberstand. Forschner, wie auch Paret und Staudacher, glaubte nicht an «Pfahlbauten» im Moor, die Reinerth gefunden haben wollte. Um das zu beweisen, wollte Forschner Grundstücke erwerben, um sie der Grabung des Vereins zu entziehen. Sie sollten für eine spätere Überprüfung der Gra- bungsergebnisse gerettet werden. Der Verein war empört und sah in Forschner einen unerwünschten Konkurrenten.

Ähnlich erging es dem Oberförster Walter Stauda- cher (1871–1933), der im Dienste von Thurn und Taxis stand und im Buchauer Schloß seinen Dienst- sitz hatte. Staudacher war ein Ausschußmitglied des Vereins und ein Pionier der Moorgeologie. Auf- grund seiner naturwissenschaftlichen Studien kam er zur Erkenntnis, daß es weder «Pfahlbauten» in Riedschachen gegeben noch die «Wasserburg» auf einer Insel im offenen, damals noch um ein Vielfa- ches größeren Federsee gelegen habe, wie Reinerth behauptete. Wegen Differenzen mit dem Grabungs- leiter trat Staudacher aus dem Verein aus. Heimlich kaufte er 1925/26 die Parzelle 1146 in der Flur Egel- see, die in der «Wasserburg» liegt. Es war die ein- zige Möglichkeit, sie der Ausgrabung des Vereins und der Universität zu entziehen, denn nicht die Aufsichtsbehörde in Stuttgart – die auf seiner Seite stand – konnte die Grabungsgenehmigung erteilen oder versagen, wie das heute der Fall ist, sondern allein der Eigentümer.





*Richard Robert Schmidt, Tübinger Professor, Vorstand des Urgeschichtlichen Instituts im Schloß Hohentübingen.*

### *Die Archäologie auf dem Weg zu wissenschaftlicher Selbständigkeit*

Die wissenschaftliche Verantwortung für die Ausgrabungen der Universität Tübingen im Federseeried trug Richard Robert Schmidt (1882–1950), ein junger Paläolithiker. Schmidt, 1912 Dozent geworden, gehörte dem Geologischen Institut der Universität Tübingen an. Das ist nicht ungewöhnlich, denn die frühen Archäologen waren meist Naturwissenschaftler, Geologen, Anthropologen, Botaniker, selbst Mathematiker, daneben auch Mediziner, Architekten, Ethnologen oder Volkskundler. Noch heute ist ein Teil der Archäologie in Tübingen, das nach dem Zweiten Weltkrieg gebildete Institut für Urgeschichte und Jägerische Archäologie, der Geowissenschaftlichen Fakultät angeschlossen. Einen Lehrstuhl für Archäologie und ein entsprechend selbständiges Institut gibt es in Deutschland erst seit 1927, als der Österreicher Gero von Merhart in Marburg Ordinarius wurde.

R. R. Schmidt strebte eine Loslösung vom Geologischen Institut an. 1917 ordentlicher Professor geworden, erhielt er erst vier Jahre später einen Lehrauftrag für Urgeschichte. Er wurde Vorstand des Urgeschichtlichen Forschungsinstituts, das im Tübinger Schloß – getrennt vom Geologischen Institut, aber weiterhin im Schoß der Naturwissenschaften – vielbenedict Räume bezog und seine Aktivitäten fast ausschließlich durch Spenden finanzierte. Das UFI entwickelte sich bald zur größten Universitäts-einrichtung in Deutschland auf dem Gebiet der Prähistorie, wies Restaurierungswerkstatt, Fotolabor und Modellschreinerei auf und richtete 1927 eine große, öffentlich zugängliche Schausammlung archäologischer Funde und Rekonstruktionsmodelle ein, die noch heute mit manchem Museum mithalten kann.

Der Zusammenbruch des Kaiserreichs 1918 bedeutete auch das Ende einer Ära. Neubeginn, neue Ansätze, Freiheit von alten Zwängen, Experimentierfreude, Pioniergeist und Aufbruchstimmung prägten die Zeit danach. Wirtschaftlich lag Deutschland darnieder, es fehlte an Geld. Schmidt repräsentierte alle diese Tendenzen und setzte sie im Bereich der Archäologie um. 1919 erkannte er seine Chance im Federseeried; die Ausgrabungen in Riedschachen und Aichbühl begannen. Die phantastischen Funde, und mehr noch Befunde, erregten Aufmerksamkeit – und machten Geld locker für weitere Grabungen und andere Aktivitäten. Als kontaktfreudiger Rheinländer knüpfte Schmidt rasch Beziehungen zu Wirtschaft und Adel.

### *Wissenschaft mit Show-Charakter – Modelle und Nachbauten in Unteruhldingen*

Schmidt verfolgte den experimentellen Ansatz der Archäologie. Er ließ Modelle des Ergrabenen bauen, im kleinen, dann auch in lebensgroßem Maßstab, um Erkenntnisse über das Ausgegrabene zu gewinnen, aber auch, um neue Fragestellungen für neue Grabungen zu finden; nebenbei auch, um in der Öffentlichkeit weiteres Interesse zu wecken. Im «Wilden Ried» ließ er nach dem Vorbild von Riedschachen ein Pfahlhaus bauen, das zeitweise von einer «Steinzeitfamilie» bewohnt wurde. Über das freizügige, «naturnahe» Leben mit Elementen des «Wandervogel» wurde ein Film gedreht. Am Bodensee entstanden 1922 die ersten beiden «Pfahlbauten» des Unteruhldinger Freilichtmuseums – freie Rekonstruktionen vom Typ Riedschachen, bei denen Schmidt Konzessionen an touristische Wünsche machte, wie er 1930 einräumte. Eintrittsgelder, Postkartenverkauf, Geldsammlungen, Vorträge –



dank Schmidts reger Aktivität kam Geld in die Kasse. Darüber hinaus machte er der staatlichen Denkmalpflege und den Museen offen Konkurrenz, was nicht Aufgabe der Universität war und ihm bei den Kollegen keine Sympathie eintrug.

So blieb R. R. Schmidt kaum noch Zeit, sich um die Grabungen am Federsee selbst zu kümmern. Die rheinische Frohnatur reiste viel, verstand auch, zu leben und zu feiern. Im «Hauptmannshäusle» beim Tübinger Schloß gingen die Feste oft bis in die Nacht hinein. Der Tag, hieß es später mißbilligend, habe für Schmidt oft erst am Mittag begonnen. Die eigentliche Grabungsarbeit leisteten andere, ein eingespieltes Grabungsteam unter Hans Reinerth und 1925/26 unter Georg Kraft.

Auf Dauer konnte das aber nicht gutgehen. Mitte der zwanziger Jahre hatte Schmidt in Tübingen daher einen schweren Stand. Fachkollegen warfen ihm mangelnde Exaktheit und eine «schnelle Hand» in der Wissenschaft vor. Verglichen mit einem typischen Landeskind, war Schmidt bei weitem weniger bedächtigt und auch nicht kleinlich. Sicher spielte bei den fachlichen Vorwürfen auch eine Rolle, daß sich der Paläolithiker – wahrscheinlich unter dem Einfluß Reinerths – auf das ihm weniger vertraute Gebiet des Neolithikums begeben hatte, wo man ihm mangelnde Kompetenz vorhielt. Schmidt publizierte nicht viel; er entfernte sich von der Wissenschaft, hieß es.

Sein Assistent Georg Kraft (1894–1944), den Zeitzeugen als bescheiden, liebenswürdig und tüchtig

schildern, war nach kurzer Assistentenzeit in Tübingen 1926 nach Freiburg gegangen. Er baute dort die Denkmalpflege auf, wurde Privatdozent und schließlich außerordentlicher Professor, erhielt aber nie einen Lehrstuhl an der Universität Freiburg. Der wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen. Krafts Tätigkeitsgebiet war vor allem die Bronzezeit, wo er für Reinerth die wissenschaftliche Auswertung der Grabungen in der spätbronzezeitlichen «Wasserburg Buchau» fertigstellte, die freilich nie erschien, sowie die Hallstatt- und Latènezeit. Als Ausgräber war Kraft dann vor allem in Südbaden tätig. Beim Bombenangriff auf Freiburg 1944 kam er ums Leben. Ein Verlust für die Wissenschaft, ein fachlich wie menschlich überzeugender Archäologe. Nach 1926 fehlte Kraft bei den Grabungen im Federseeried. Schmidts erster Assistent, Hans Reinerth, grub 1927/28 in eigener Verantwortung die «Wasserburg Buchau» und 1927 die neolithische Siedlung im Taubried aus.

Anders als der Laie Frank hatte der Wissenschaftler Schmidt seine Grenzen nicht so deutlich gesehen. Er übernahm sich. Als 1927/28 mit steigender Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Schwäche der Strom der Spenden zum Rinnsal wurde, schwand die finanzielle Basis für das UFI und für Schmidts Aktivitäten. Seine Schulden mußte die Universität übernehmen. Langgehegte Ressentiments, auch pure Mißgunst anderer Tübinger Hochschullehrer, führten 1929 zu einem Verfahren, an dessen Ende Richard Robert Schmidt seinen Lehrstuhl in Tübingen

«Abschied vom Steinzeithaus im Wilden Ried 1922». Tübinger Archäologen haben der «Steinzeitfamilie» in ihrem noch im Aufbau befindlichen Haus einen Besuch abgestattet. Von rechts: R. R. Schmidt, einen Oberschenkelknochen unterm Arm und einen Totenschädel in der Hand. Kraft (?) als Gepäckträger mit dem Flitzebogen. Reinerth mit der Plattenkamera, einen Keramiktopf in der Hand; im Jackett steckt ein Steinbeil. Der Junge mit dem Regenschirm ist Schmidts Sohn Klaus.







*Karl Hans Reinerth, seit 1920 Schüler von R. R. Schmidt, Gründer des Pfahlbau-Museums Unteruhldingen.*

gen verlor. Man warf dem eher großzügig wirtschaftenden als kleinlich rechnenden Professor Mißmanagement und Pflichtverletzung, Verfälschung von Grabungsergebnissen in Aichbühl und Riedschachen und persönliche Bereicherung vor. So soll er Dienstreisen nicht korrekt abgerechnet haben und aus Institutsgeldern habe er sein Bad plätteln lassen. Das sind zum Teil unbewiesene, aber gängige Vorwürfe, wie sie gegen eine Person gerichtet werden, die man loshaben will.

Schmidt ging dann nach Bayern und von da ins Ausland. Lange Jahre lebte er in Jugoslawien. Dank seiner guten Beziehungen fand er immer wieder private Auftraggeber für Ausgrabungen, was ihm zu Zeiten ein glänzendes Auskommen sicherte – mit Dienstvilla, Privatsekretärin und Wagen mit Chauffeur. Bei Kriegsende kehrte er nach Oberbayern zurück, wo er in Marquardstein ein bescheidenes Leben fristete.

*Archäologische Pioniertaten am Federsee -- Schichtweises Abtragen, Vermessen und Fotografieren*

Richard Robert Schmidts bleibendes Verdienst ist es, daß er in Riedschachen und Aichbühl neue Maßstäbe für die Archäologie gesetzt und ein Mu-

sterbeispiel siedlungsarchäologischer Forschung gegeben hat. Zwischen 1919 und 1928 sind allein fünf Moorsiedlungen freigelegt worden mit Hausfußböden, Wandteilen, Feuerstellen, Kuppelöfen und Palisaden sowie unzähligen Funden. Das 6200 Jahre alte Aichbühler Dorf zählte 25 Häuser – Zwei-Raum-Häuser mit Vorplatz –, die in mehreren Reihen standen. In Riedschachen I wurden fünf Gebäude ausgegraben, Riedschachen II und III gehören der Schussenrieder Kultur an (4050 v. Chr.). Gleichalt ist die Siedlung Taubried I mit ihren insgesamt 18, in dichtgedrängten Zeilen stehenden Häusern; 14 davon sind erst 1937 ausgegraben worden. Die Siedlung Dullenried umfaßte acht kleine, einfach konstruierte Hütten in einer offenen Gruppe. Heute weiß man, daß sie der Horgener Kultur angehören und rund 5100 Jahre alt sind.

Als guter Organisator gestaltete R. R. Schmidt die Grabungen in neuem, effizienterem Stil. Er ließ die Grabungsfläche vermessen und in einzelne Felder einteilen, von der Geologie übernahm er die Methode des schichtweisen Abtragens des Bodens. Funde wurden nicht nur aufgelesen, sondern mit ihrem genauen Fundort festgehalten und gezeichnet, auch fotografiert. Erstmals am Federsee ist die Planfotografie angewandt worden, senkrecht von einer Leiter herab, damit es keine verzerrenden Linien gibt. Das galt vor allem für die sorgfältig freigelegten und präparierten Balkenlagen der jungsteinzeitlichen Hausfußböden und Wände, die noch Konstruktionsmerkmale erkennen ließen. Schmidt leitete die moderne Archäologie ein, auch was die enge Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften, besonders der Paläobotanik angeht, welche die natürlichen Lebensumstände zur Zeit der Moorbauten erforscht. Die archäologischen Methoden am Federsee wurden rasch anderwärts übernommen und angepaßt.

Freilich ist es schwer zu entscheiden, welche Verdienste auf das Konto Schmidts und welche auf jenes seiner Assistenten, vor allem Reinerths, gehen, die ja vor Ort die praktische Arbeit leisteten. Karl Hans Reinerth (1900–1990), im siebenbürgischen Bistritz geboren, war 1918 nach Tübingen gekommen, um dort das Theologie- oder ein Lehrerstudium zu absolvieren. Der evangelische Theologiestudent half in den Semesterferien 1919 bei den Ausgrabungen am Federsee mit und erkannte hier offenbar ein interessantes Arbeitsfeld, wo man es binnen kurzem zu etwas bringen konnte, denn die Archäologie war damals eine noch junge Wissenschaft. 1920 sattelte Reinerth um und wurde Schüler Schmidts, obwohl ihm für dieses Studium eigentlich die Studienberechtigung fehlte. Früher hat man



So hat, nach Hans Reinerth, das jungsteinzeitliche Dorf Aichbühl ausgesehen, das freilich 2000 Jahre älter ist, als vom Ausgräber angegeben.

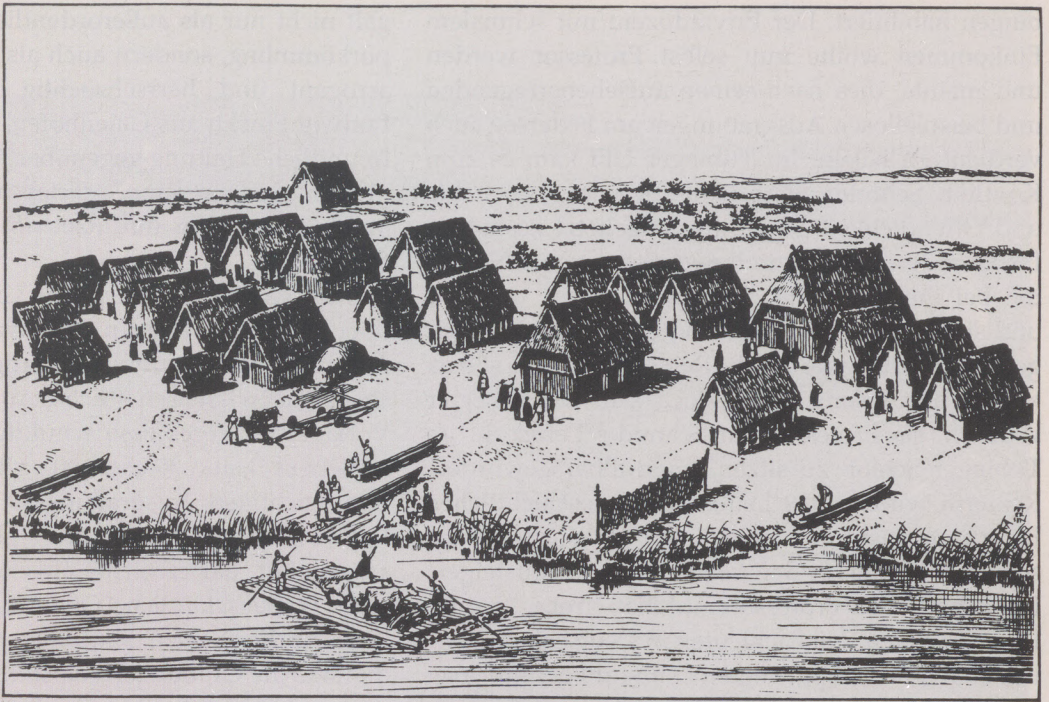


Abb. 32. Moordorf Aichbühl, ein nordisches Dorf der Jüngerer Steinzeit, um 2200 v. Chr.

Aichbühl: Hans Reinerth vor einem Hausfußboden mit Feuerstelle, die im Moorboden erhalten blieben.



das aber nicht so genau genommen, denn auch R. R. Schmidt hatte ohne Abitur studiert. Nach nur zwei Semestern Studium bei Schmidt und mit den praktischen Erfahrungen als örtlicher Grabungsleiter im Federseeried promovierte Karl Hans Reinerth 1921 mit einer ordentlichen Arbeit zum Dr. rer. nat. und wurde dann Assistent Schmidts. Die akademische Schnellbleiche des Seiteneinsteigers Reinerth war für damalige Verhältnisse so ungewöhnlich nicht; in der Weimarer Republik hatten die meisten Vor- und Frühgeschichtler in Deutsch-

land keinen rechten Studienabschluß im Fach vorzuweisen.

*Karl Hans Reinerth, der verhinderte Professor*

Reinerth machte seinem Lehrer einen Teil des Erfolges streitig. Der karrieresüchtige Jungwissenschaftler, bei Studenten und vor allem bei der Grabungsmannschaft weitaus beliebter als Schmidt, sah seine Arbeit nicht ausreichend gewürdigt und sich selbst im Fortkommen behindert. 1925 hatte er sich in Tü-



bingen habilitiert. Der Privatdozent mit schmalem Einkommen wollte nun selbst Professor werden und meinte, dies nach seinen aufsehenerregenden und beispiellosen Ausgrabungen am Federsee auch verdient zu haben. Im Tübinger UFI kam es zum Konflikt. Schmidt warf Reinerth vor, Angestellte und Öffentlichkeit gegen ihn aufgehetzt zu haben. Insbesondere schmerzte ihn, daß sich seine Nichte, die bei ihm studierte, mit Reinerth gut verstand und sich auch gegen ihn wandte. Im Verfahren gegen Schmidt sagte 1929 Reinerth gegen seinen «Chef» aus. Damit war jedoch sein langgehegter Wunsch, als Professor auf Schmidts Lehrstuhl im Tübinger Schloß zu sitzen, unerfüllbar geworden. Reinerth wurde 1930 Leiter des Urgeschichtlichen Forschungsinstituts, aber nicht Professor. Ein schwerer Schlag für den tief frustrierten Aufsteiger. Daß ihm die «Professoren-Mafia» trotz warmer Empfehlungen von Fachleuten in Deutschland, darunter Gerhard Bersu, keinen Lehrstuhl gönnte, mag auch an der Person Reinerths gelegen haben. Er

galt nicht nur als außerordentlich ehrgeiziger Emporkömmling, sondern auch als sehr selbstbewußt, arrogant und herrschsüchtig. Der Schriftsteller Ludwig Finckh aus Gaienhofen, dem man eine unfreundliche Haltung gegenüber Auslandsdeutschen nicht nachsagen kann, schrieb nach einem Besuch am Federsee über ihn: *Reinerth, der Moormann, befiehlt.*

Freilich gab es auch fachliche Gründe. Reinerth ist über die Ausgrabungen der «Wasserburg Buchau» und im Taubried trotz Ankündigung und Versprechens die wissenschaftliche Auswertung und die Vorlage der Ergebnisse schuldig geblieben, er hat zeitlebens keine Rechenschaft über diese großen und wichtigen Ausgrabungen, die er in eigener Verantwortung durchführte, abgelegt. Mehrfach angemahnt, hat er nichts abgeliefert, an dem man seine wissenschaftliche Qualifikation hätte ablesen können. Erschienen sind nur populäre Büchlein, die, wie die Grabungen selbst, in der Öffentlichkeit großen Anklang fanden, bei denen aber selbst Fach-



Hans Reinerth untersucht im Jahr 1925 die noch bis zur Grasnarbe reichenden Pfahlstümpfe der Palisade um die «Wasserburg Buchau».



«Grabung in der  
Wasserburg Buchau»  
im Sommer 1925.



kollegen Dichtung und Wahrheit nicht zu unterscheiden vermögen. Sicher scheint nur, daß manches so nicht stimmen kann, daß mitunter Funde falschen Fundorten zugeschrieben sind, damit sie vorgefaßten Meinungen und Theorien nicht entgegenstehen. Auch Selbsttäuschungen mögen bei den Fehlinterpretationen eine Rolle gespielt haben. Nachprüfbar ist einstweilen nur wenig.

Auch die Caisson-Grabung 1929/30 vor Sipplingen im Bodensee, eine weitere große Leistung Reinerths, ist nicht vollständig und korrekt publiziert. Bei dem wagemutigen Versuch galt es wohl, erhebliche technische Probleme wie Wassereinbrüche zu bewältigen, was nicht immer gelang. Auch das Ergebnis entsprach wohl nicht ganz seinen Erwartungen, zu einer geplanten weiteren Ausgrabung kam es auf jeden Fall nicht mehr. So ist der «Nachbau» des neolithischen «Dorfes Sipplingen» im Unteruhldinger Pfahlbaumuseum eine phantasievolle Mischung aus den in Riedschachen und Aichbühl ausgegrabenen Moorhäusern, die auf eine Pfahlbauplattform gestellt wurden, und einer massiven Umwehrung, für die man sich die um 3000 Jahre jüngere Anlage des spätbronzezeitlichen Dorfes von Biskupin in Nordwestpolen ausgesucht hatte. Vor Sipplingen waren bei der Grabung 1929/30 nur ein Stück landseitiger Dorfzaun und unvollständige Hausgrundrisse ermittelt worden.

*Karriere mit dem Parteibuch: «Die deutsche Vorgeschichte ist eine kämpfende Wissenschaft»*

Nachdem ihm im Hochschulbetrieb die begehrte Anerkennung und «Belohnung» versagt geblieben war, hat Hans Reinerth sein Glück auf anderem Wege gesucht. Er schloß sich der «Bewegung» an. 1931 trat er in die NSDAP ein, vermutlich auf Werbung eines «alten Kämpfers» und SA-Sturmführers in Tübingen, des Institutsfotografen Heinz Dürr. Er gehörte wie der Institutsschreiner Chr. Murr und Schmidts Nichte Gerda Ströbel zu Reinerths Freundeskreis, nach anderer Quelle zu seinem Fan-Club. Reinerths Karriere machte nun einen Knick: aus wissenschaftlicher Sicht nach unten, aus seiner Sicht steil nach oben. Der redegewandte Archäologe verschrieb sich der Partei als Propagandist und Ideologe. 1932 leitete er die Fachgruppe Vorgeschichte in Alfred Rosenbergs «Kampfbund für deutsche Kultur», die sich die *Säuberung und Ideologisierung der deutschen Vor- und Frühgeschichte* vorgenommen hatte. Die *deutsche Vorgeschichte*, so Hans Reinerth später, *ist eine kämpfende Wissenschaft*. Das Völkische und Rassistische galten nun als Leitmotiv, Wehrhaftigkeit, Führerprinzip und das neue Frauenideal waren Grundideen. Die Archäologie hatte dem Volk zu dienen, war Waffe im Kampf gegen die feindliche Umwelt.





Die «Wasserburg Buchau» während der Ausgrabungen 1928 aus der Luft. Deutlich ist der Verlauf der Palisaden zu erkennen, links und oben durch weiße Punkte ergänzt. Die helle, freigelassene Fläche ist die Parzelle 1146, die Walter Staudacher durch Ankauf zeitweise vor der Ausgrabung rettete.

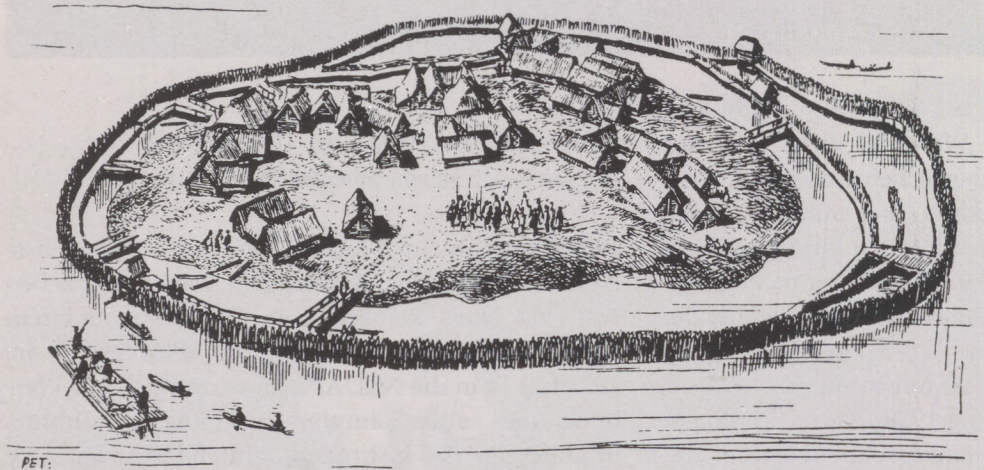


Abb. 66. Wasserburg Buchau, Jüngere Siedlung um 900 v. Chr.

So hat Hans Reinerth seine Grabungsbefunde in dem Buch «Wasserburg Buchau» interpretiert: Eine von Palisaden geschützte Insel im Federsee, auf der in der jüngeren Siedlungsphase um 900 v. Chr. hufeisenförmige Gehöfte stehen, darunter in der Mitte das des «Führers».

Dem nationalsozialistischen Gedankengut stand Reinerth nicht nur allgemein, dem Zeitgeist entsprechend, sondern auch aus persönlichen Gründen nahe. Reinerth war ein Heimatloser, Entwurzelter. In der k. u. k. Monarchie als Deutschösterreicher geboren und aufgewachsen, bekam er die ungarische Nationalität und wurde durch den Friedensvertrag von Trianon 1920 plötzlich Rumäne. Er freilich fühlte sich nie anders denn als dem großen deutsch-österreichischen Volk angehörig. Unter den Deutschen wurde er als Auslandsdeutscher freilich nicht ganz für voll genommen, blieb er ein Fremdkörper. Kein Wunder, daß er im romantisch-sentimentalen Völkischen eine neue Heimat suchte und fand, ein Außenseiter, dem die neue Gemeinschaft

Geborgenheit versprach. Tief verletzt hat ihn deshalb, als sich Oscar Paret mokierte: Was er, Reinerth, denn immer mit dem Völkischen habe, er gehöre doch selbst gar nicht dazu, er sei ja kein vollwertiger Deutscher.

#### *Germanen-Erben gegen Römlinge – Wissenschaft und Weltanschauung*

Während seines Kurzstudiums hatte der junge Reinerth zwei Praktika absolviert, eines in Berlin, eines in Halle. An der Universität Berlin lernte er Professor Gustaf Kossinna kennen, der «Siedlungsarchäologie als Ahnenforschung» betrieb. Vom geschichtlichen Anrecht eines Volkes auf seinen Grund und



Boden war da die Rede. Aus der Fund- und Verbreitungskarte der Germanen ließen sich, wenn nicht Rechtsansprüche, so doch Begründungen für die Expansion der nordischen Rasse ableiten, die in dem populären Schlagwort «Volk ohne Raum» ihre ideologische Fortführung fanden. Das war Wissenschaft im Dienste der Politik. Und Reinerth lobte Kossinna 1938, daß er *die hohe politische Bedeutung der deutschen Vorgeschichte für die Gegenwart erkannt* habe. In Halle lehrte der rassistische «Volkeitskundler» Professor Hans Hahne.

Die Betonung des Völkisch-Germanischen in der noch jungen Wissenschaft der Vor- und Frühgeschichte muß auch unter dem Aspekt der Abgrenzung und der Opposition zur Klassischen Archäologie gesehen werden, die lange Zeit das Feld der wissenschaftlichen Archäologie allein beherrscht hatte. Es war ein Kampf der «Germanen-Erben» gegen die «Römlinge». Urgermanenforschung war angesagt, für römische Ausgrabungen im Rheinland war nun kein Geld mehr da. Die Reichs-Limeskommission, deren Gründung vor hundert Jahren 1992 gefeiert wird, beendete ihre Arbeit 1937, bevor sie aufgelöst wurde.

Der Weg für die Ideologisierung, für die Abkehr von der reinen Wissenschaft, ja für den Mißbrauch der Wissenschaft war gebahnt. Es ging darum, die Überlegenheit der – was die Deutschen anbetraf: nach 1918 «gedemütigten» – germanischen Rasse

auch in der Vergangenheit zu beweisen, den *Siegeszug der nordischen Kulturen in der Vorzeit* zu belegen. Die Gelehrten hatten dem Volk klar zu machen, daß *der Ursprung der europäischen Kultur durch die sieghafte Ausbreitung der Germanen, der nordischen Rasse*, überhaupt erst begründet wurde. So gelang es Reinerth mühelos, in den Grundrissen griechischer Tempel die Konstruktionsmerkmale germanischer Holzhäuser, ja der neolithischen Moorbauten aus dem Federseeried wiederzuerkennen. Das «zweiräumige Rechteckhaus mit Vorhalle» kam für ihn auch im Troja Homers zum Vorschein. Bei entsprechendem Hinsehen fand sich «nordische Kultur» überall. Der Drang zur Überkompensation des nationalen, im Falle Reinerths auch persönlichen Minderwertigkeitsgefühls nach dem Ersten Weltkrieg trieb wunderliche Blüten.

#### *Die Rache des braunen Moormanns*

Schon 1930 hatte Reinerth die These vertreten, einen Gedanken seines Lehrers R. R. Schmidt aufnehmend, daß archäologische Forschung, Denkmalpflege, Museen und Volksbildung in Sachen Vergangenheit in einer Hand zusammengefaßt gehörten. Den Gedanken der Zentralisierung, der «Gleichschaltung» vertrat er auch in seiner neuen Funktion als Ideologe und Propagandist im Amt Rosenberg. Wer immer von den Fachkollegen und



Bei der Grabung in der «Wasserburg Buchau» 1937 erläutert Hans Reinerth (mit ausgestrecktem Arm) ausgewählten Gästen die Bergung eines Einbaums.





Der Stab des «Führer»-Stellvertreters Rudolf Heß besucht 1935 das Pfahlbaummuseum in Unteruhldingen. Vorne Alfred Rosenberg neben Hans Reinerth (mit Brille).

Institutionen sich dagegen stemmte, etwa das Deutsche Archäologische Institut oder die Römisch-Germanische Kommission mit seinem Förderer Gerhard Bersu, dem sagte Reinerth den Kampf an. Verfolgt, ja bedroht wurden jene Forscher, denen die völkisch-politische Ausrichtung *höchst unwillkommen war*, wie Hans Reinerth formulierte, jene, die weiterhin von der *Kulturlosigkeit und dem Barbarentum der Germanen* – im Vergleich zu den Völkern des Klassischen Altertums – redeten, die der *angeblichen Minderwertigkeit* der nordischen Rasse nicht energisch genug widersprachen. Das Federseegebiet diente Reinerth als Beweis: Dieser *einsame Vorposten völkischer Vorgeschichtsforschung in Süddeutschland*, heißt es im Vorwort zur populären Schrift über die «Wasserburg Buchau» 1936, habe dem deutschen Volk (...) *allen Barbarenmärchen zum Trotz die Höhe seiner ältesten Baukunst erschlossen und jahrhundertealte Irrlehren widerlegt*. Und dann pathetisch: *Der ewige Strom des Blutes verbindet uns über die Zeiten hinweg mit jenen nordischen Bauernsöhnen*, die damals dort siedelten.

Polemik gegen Fachkollegen trug Hans Reinerth 1933 ein Disziplinarverfahren an der Universität Tübingen ein, der er als Privatdozent bis 1934 angehörte. Der Bericht des Ausschusses bescheinigte

ihm, daß die *Grenzen des Anstandes und der Sachlichkeit nicht selten überschritten wurden*. Rosenberg aber dankte ihm seine verbalen Keulenschläge. 1934 war es endlich soweit. Hans Reinerth wurde Professor für Vor- und Frühgeschichte. An der Universität Berlin war eigens für ihn der frühere Kossinna-Lehrstuhl bereitgestellt worden. Im selben Jahr avancierte Rosenbergs Berater für Fragen der deutschen Vorgeschichte zum Bundesführer des «Reichsbundes für Deutsche Vorzeit», in dem alle Prähistoriker Mitglied sein sollten. So wurde auch der «Verein für Pfahlbau und Heimatkunde», der in Unteruhldingen das Pfahlbaumuseum betrieb, 1934 Mitglied des Reichsbundes. Als «Freilichtmuseum Deutscher Vorzeit des Reichsbundes für die weltanschauliche Erziehung des deutschen Volkes» wurde das Museum zum Instrument der Propaganda. Reinerth vertrat seit 1931 das Museum nach außen und hatte es damals um ein Bronzezeit-Dorf, das er der «Wasserburg Buchau» nachbildete, erweitert. Kein Anhänger der Gleichschaltung und sogar ein Opfer der braunen Machthaber war der Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege und Chef der Altertümersammlung in Stuttgart, Peter Goessler (1872–1956). Er hatte abfällige Bemerkungen über den württembergischen NS-Kultusminister Chri-



stian Mergenthaler gemacht, die diesem hintertragen worden waren. Mergenthaler schickte Goeßler 1934 in die Wüste, nach Tübingen. Die Mitgliedschaft in der NSDAP, die von Amtsleitern damals erwartet wurde, hatte den hochverdienten Landesarchäologen nicht davor gerettet. In späteren Jahren hielt der Professor an der Universität gutbesuchte Vorlesungen.

#### *Erdbraun als Modefarbe des Berufsstands der Archäologen*

Für nationale oder gar nationalsozialistische Ideen aufgeschlossen zeigten sich in den dreißiger Jahren sehr viele Prähistoriker in Deutschland. Werner Hülle (1903–1974), der 1927 noch als Assistent R. R. Schmidts am Federsee grub, war einer von ihnen. Mit dem ein Jahr später nach Tübingen gekommenen Gustav Riek verstand er sich – nicht nur aus Konkurrenzgründen – überhaupt nicht und ging 1930 ans Museum nach Halle, wo er bei Professor Hahne arbeitete. 1934 und 1936/37 grub er die Ilsehöhle bei Ranis aus. 1935 wechselte er zu Reinerth nach Berlin, mit dem er gut stand und wo er sich auch habilitierte. Das Kriegsende erlebte Hülle in Süddeutschland. Schon damals, mehr noch aber nach dem Kriege, wandte er sich menschlich enttäuscht von Reinerth ab. Werner Hülle fand nach 1945 keine Anstellung mehr in seinem Fach und verdiente seinen Unterhalt zunächst auf einem Bauernhof. Der kommunikative, eher weiche Mensch, dem das Lehren Freude bereitete, hat es nie verwunden, nicht mehr an einer Universität arbeiten

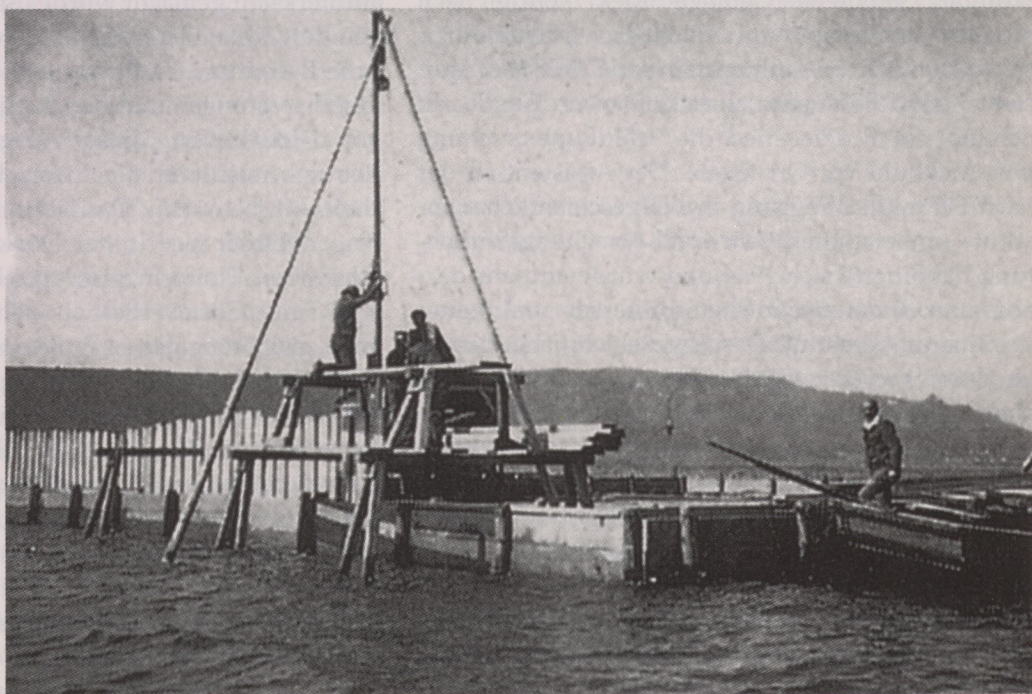
zu können. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Pädagogischen Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung fand er Ende der fünfziger Jahre ein Unterkommen, 1968 bis 1971 war er ihr Leiter. Auf einer seiner vielen Exkursionen starb er in Aix-en-Provence 1974 an einem Gehirnschlag.

Die bloße Parteimitgliedschaft genügte damals manchen Archäologen nicht. Walther Veeck (1886–1941) gehörte sogar der SS an. Veeck, der Assistent Goeßlers war und dessen Nachfolger als Leiter der Sammlungen im Alten Schloß wurde, war den Machthabern als SS-Untersturmführer genehm. Der Pfarrersohn aus der Pfalz entsprach so gar nicht dem Bilde, das man sich von einem Gelehrten machte. Die hehre, die trockene Wissenschaft wußte er mit dem praktischen Leben kraft- und saftvoll zu verbinden. Ein Mann der Tat, ein Nimrod, der sich auch vor dem Teufel Alkohol nicht fürchtete. Als Kriegsfreiwilliger hatte er bei der Feldartillerie fast den ganzen Krieg mitgemacht, bis er 1918 bei Langemarck verwundet wurde. In den frühen Zwanzigern kam er nach Stuttgart ans spätere Landesmuseum. Mit seinem Werk über «Die Alamannen in Württemberg» 1931, vom Thema her im Trend der aufkommenden Zeit, aber auch später noch ein Standardwerk, ist er in die Frühgeschichtsforschung des Landes eingegangen.

#### *Kulturkampf mit dem SS-«Ahnenerbe»*

Walther Veeck war kein Einzelfall, in Heinrich Himmlers Truppe sammelten sich viele Wissenschaftler. Der ganze archäologische Lehrstuhl der

*Beim Setzen der Spundwände für die Caisson-Grabung 1929 vor Sipplingen. Nachdem das Wasser aus dem Spundwand-Kasten herausgepumpt war, konnte die archäologische Untersuchung des Seebodens im Flachwasserbereich fast wie an Land erfolgen.*





Universität Marburg trat geschlossen in die SS ein. Das hatte Methode. Die SS wurde als das «kleinere Übel» angesehen, denn Himmlers schwarze Uniformträger bildeten im Ringen um die Gunst des Führers und um die Macht ein Gegengewicht zum Einfluß Rosenbergs und seines «Amtes für geistige und weltanschauliche Schulung der NSDAP», dessen Abteilungsleiter Hans Reinerth war. Wer sich Reinerth widersetzen wollte, tat gut daran, sich starker Bataillone zu versichern. Himmlers 1935 gegründeter Verein «Ahnenerbe» war die Auffangstation für Gleichschaltungsunwillige. Von ihnen ist 1937/38 auch ein erstes Parteigerichtsverfahren gegen Hans Reinerth wegen Verunglimpfung von Parteigenossen angestrengt worden. Reinerth kam bei diesem Machtkampf glimpflich davon, durfte Pg. (Parteigenosse) bleiben und seine Funktionen behalten.

Zu den entschiedenen Gegnern Reinerths im Schwäbischen zählte Johannes Gustav Riek (1900–1976), als Paläontologe eine Kapazität, der bei seinen zahlreichen Höhlengrabungen die naturwissenschaftliche Beobachtungsweise eingeführt hatte und so über die bis dahin übliche reine Objektbeschreibung hinausging. Riek hat in der Höhlenarchäologie Neuland betreten wie Schmidt und Reinerth im Moor. Riek hat systematisch die Schwäbische Alb erforscht und dabei bedeutende Entdeckungen gemacht. Die Krönung seiner Ausgräbertätigkeit war der Fund der Figürchen aus Mammutelfenbein in der Vogelherd-Höhle im Lonetal. Sie gehören zu den ältesten Kunstwerken der Menschheit und sind rund 35 000 Jahre alt. Der in Stuttgart geborene Geologe Riek kehrte nach kurzem Aufenthalt am Geologisch-paläontologischen Institut der Universität Halle 1928 als Assistent nach Tübingen zurück, wo er für R. R. Schmidt im Federseeried die Schlußuntersuchung von Aichbühl vor Ort leitete. Der Assistent an der nach Schmidts Weggang in «Urgeschichtliches Institut» umbenannten Lehr- und Forschungseinrichtung habilitierte sich 1934 und wurde ein Jahr darauf zum außerordentlichen Professor und Leiter des Instituts ernannt. Das Urgeschichtliche Institut ist dabei von der Geologisch-naturwissenschaftlichen zur Philosophischen Fakultät, also zu den Geisteswissenschaften, gewechselt.

*Ausgräber des keltischen Fürstengrabhügels «Hohmichele» ständig mit einer Pistole bewaffnet*

1937 kam es zum Konflikt mit Reinerth. Im Jahr zuvor hatte Reinerths «Reichsbund für Deutsche Vorzeit» in Ulm seine Jahrestagung abgehalten, bei der



*Johannes Gustav Riek, als Paläontologe anerkannt und erfolgreicher Ausgräber in der Vogelherd-Höhle im Lonetal, ein entschiedener Gegner Hans Reinerths.*

auf den großen keltischen Fürstengrabhügel «Hohmichele» nahe der Heuneburg an der Donau aufmerksam gemacht wurde. Man glaubte hier wegen der Größe des Hügels die reichste hallstattzeitliche Bestattung zu finden – mit viel Gold. Die hohen Erwartungen und der publizistisch-ideologisch hohe «Marktwert» dieser Ausgrabungen bewogen Reinerth, sich um die Erforschung des «Hohmichele» zu bemühen. Das rief seine Gegner auf den Plan. Walther Veeck, der Denkmalschützer in der schwarzen Uniform, gewann Himmlers «Ahnenerbe» und Gustav Riek als den qualifizierten und auch gleichrangigen – Professortitel! – Ausgräber. Riek, der als Paläolithiker ursprünglich gar nicht mitmachen wollte, hat dann für eine gut organisierte und für die damalige Zeit vorbildliche Ausgrabung gesorgt und, was ihn von Reinerth abhebt, für eine rasche und sorgfältige wissenschaftliche Publikation der großartigen Funde und Befunde. Die Grabungen 1937/38 mit Hilfe des Reichsarbeitsdienstes standen unter dem Schutz der SS, die nachts die Grabungsstelle mit Posten unter Gewehr bewachte. Die martialische Bewachung mag merk-



würdig erscheinen, doch gilt es zu bedenken, daß die SS bei «ihrer» Prestige-Ausgrabung, die sie auch bezahlte, demonstrativ beteiligt sein wollte. Offenbar befürchtete man auch Überfälle, Diebstahl oder Sabotageakte, denn Riek soll auf der Grabungsstelle ständig mit einer Pistole bewaffnet gewesen sein. Übrigens, auch das Fürstengrab von Hochdorf ist in der «heißen Phase», als die Goldfunde zutage traten, nächtens von Polizei beaufsichtigt worden.

Vom «Hohmichele» abgesehen, hat es noch weitere siebzehn «SS-Grabungen» gegeben. Riek hat zum Beispiel auch die altsteinzeitliche Haldensteinhöhle bei Urspring 1936 mit SS-Hilfe ausgegraben. Eine Inschrifttafel kündigt noch heute stolz von dieser Kulturtat der SS.

Nach der «Hohmichele»-Grabung wurde Riek 1938 von Himmler gedrängt, in die SS einzutreten, wo er «Ehrenführer der SS» – ein reiner Ehrentitel – und später Obersturmführer wurde. Für Riek war dieser Eintritt eine unangenehme Pflicht, wie Zeitzeugen urteilen. Der Professor wird als Deutschnationaler, aber nicht als genuiner Nationalsozialist geschildert, den braunen Proleten durchaus abhold. Noch vor dem Abitur hatte sich der junge Riek als Kriegsfreiwilliger gemeldet und war 1918 mit dem Ersatzbataillon des Grenadierregiments 119 für sein geliebtes Vaterland ins Feld gezogen. 1929 Mitgliedschaft in der NSDAP und 1935 SA-Truppführer sind weitere Stationen, zu denen sich der als Sonderling charakterisierte, bescheidene, nette und von seinen Studenten als Lehrer wie als Mensch hochgeschätzte Wissenschaftler auch nach dem Kriege noch bekannte. 1940 zog er wieder in den Krieg, war im Jahr darauf Chef einer Pionierkompanie an der finnisch-russischen Front in Karelien. Als vermißt, ja, als gefallen gemeldet, erlebte er das Kriegsende in einem Schweigelager, zuletzt in Polen, wo ihn ein russischer Politoffizier befreite, wohl aus Dankbarkeit dafür, daß ihm der Deutsche früher das Leben gerettet hatte. Nach dem Krieg arbeitete Riek als Geologe beim Forstamt im Schönbuch, bis er in den 50er Jahren wieder nach Tübingen an ein eigens für ihn geschaffenes Urgeschichtliches Universitätsinstitut zurückkehrte, denn «sein» alter Lehrstuhl war inzwischen mit Kurt Bittel besetzt. Der zurückhaltende, aber immer noch als hervorragend gerühmte Wissenschaftler Riek widmete sich dann wieder der Höhlenarchäologie auf der Alb, darunter der Erforschung der Brillenhöhle.

Konnte Hans Reinerth durch Riek am «Hohmichele» ausgebootet werden, so war dem Berliner Professor zuvor im Federseeried ein Erfolg gelun-



Portraitskizze von Professor Oscar Paret, der schon im Dritten Reich Reinerths «Wasserburg Buchau» zur «Moorsiedlung Egelsee» herabstufte.

gen. Mit erheblichem politischem Druck bewog er die Witwe Staudachers, die ausgesparte Parzelle 1146 in der «Wasserburg Buchau» an die Gemeinde zu verkaufen und damit zur Ausgrabung freizugeben. 1937 hat Reinerth auch diesen Teil untersucht und dabei einen Einbaum und ein Holzrad geborgen.

*Reinerths Stern im Sinken – Oscar Paret schreibt 1941 einen «Nachruf» auf dessen Pfahlbautheorie*

Zu Anfang des Kriegs war Reinerths Stern schon im Sinken. Immer mehr Fachkollegen wagten es nun, ihm offen zu widersprechen. Oscar Paret etwa, der Nachfolger Goëßlers in der Stuttgarter Denkmalpflege. Er schrieb auf Reinerths Theorie von den Pfahlbauten 1941 einen «Nachruf». Und die «Wasserburg Buchau», das Paradestück, nannte er nach dem Flurnamen «Moorsiedlung Egelsee» ganz nüchtern und glanzlos. Sie sei niemals eine Burg gewesen und schon gar nicht auf einer Insel im Wasser des Federsees gelegen, weshalb die «Wasserburg» auch in Anführungszeichen gesetzt wird.





*Das Land um den Federsee von Südwesten. Die große Siedlung ist Bad Buchau. Rechts vorne der Henauhof, darüber liegt das Taubried, rechts davon das «Wilde Ried», darüber dann die «Siedlung Forschner», die «Wasserburg» und das Dullenried.*

1943/44 mußte sich Reinerth einem neuerlichen Parteiausschlußverfahren wegen Verunglimpfung von Kollegen und Parteifreunden stellen und seinen Parteiausweis abgeben. Der Krieg verhinderte den Abschluß des Verfahrens. Paret konnte der Ankläger nicht gewesen sein, man vermutet ihn in den Reihen der «Ahnenerbe»-SS-Kollegen, denn der Schwabe war nicht einmal Parteimitglied – ein weißer Rabe. Dies freilich nur, weil, wie es hieß, die Partei ihn gar nicht aufnehmen wollte. Dennoch verfügte Paret über erstaunlich gute Beziehungen, die dem autoritären Archäologen halfen, das Dritte Reich in Amt und Würden zu überstehen. Als politisch «unbelastet» blieb er danach bis 1954 Leiter der Denkmalpflege.

Vom Erzkontrahenten seit den zwanziger Jahren, Hans Reinerth, hatte Oscar Paret seit Kriegbeginn nichts mehr zu fürchten. Denn unter Rosenberg, der 1941 Reichsminister für die besetzten Gebiete im Osten geworden war, avancierte Hans Reinerth zum Beauftragten für die Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Ostgebieten und war damit weit weg vom Schuß. Reinerths Aufgaben dürften nicht nur Ausgrabungen, sondern auch, zusammen mit

Fachkollegen, Konfiszierungen von Museumsgut gewesen sein. 1944 zog der Berliner Professor nach Salem um und erlebte die Wende auf «Tauchstation» am Bodensee. 1949 überstand er die Entnazifizierung in Freiburg wenig beschadet.

Versuche danach, in Baden-Württemberg oder Niedersachsen als Professor an einer Universität wieder Fuß zu fassen, scheiterten an der Phalanx der im Dritten Reich von ihm gebeutelten Kollegen. Jene, die er sich damals zu Feinden gemacht hatte, waren nun in der stärkeren Position. Nur mit Schweizer Archäologen, darunter dem eingefleischten Pfahlbauten-Anhänger Karl Keller-Tarnuzzer, blieben Kontakte bestehen. In der Schweiz hatte Reinerth 1925, 1932 und 1934 Ausgrabungen geleitet, über die jüngere Steinzeit der Schweiz ein Buch verfaßt und zusammen mit Keller-Tarnuzzer die Vorgeschichte des Kantons Thurgau beschrieben. Am deutschen Ufer des Bodensees aber war ein Anknüpfen an seine Forschungen von vor dem Krieg, an die große Zeit der Ausgrabungen am Federsee und an die Erforschung der Mittelsteinzeit in Oberschwaben (1928–1930) und am Bodensee nicht möglich.



Erst seit 1979 sind jüngere, von den Querelen der Vergangenheit unbelastete Archäologen des Landesdenkmalamts dabei, zu retten, was noch zu retten ist. Die Zeit ist nicht stehen geblieben, und die Untersuchungen haben gezeigt, daß sich die Erhaltungsbedingungen für Moorsiedlungen seit den 20er und 30er Jahren durch die wiederholten Entwässerungsmaßnahmen stetig verschlechtert haben. Wenn der Grundwasserspiegel sinkt, die bedeckenden und schützenden Torfschichten fehlen und die landwirtschaftliche Nutzung bereits in die Siedlungsschichten eingreift, dann ist nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Die siedlungsarchäologischen Untersuchungen im Alpenvorland, bei denen sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziell stark engagiert, haben einen Schwerpunkt in der Ausgrabung der «Siedlung Forscher», die nur wenige hundert Meter neben der «Wasserburg» liegt. Beteiligt daran ist auch das Württembergische Landesmuseum (Erwin Keefer), vor allem aber das Landesdenkmalamt (Helmut Schlichtherle), das seine Untersuchungen inzwischen auf den Nordteil des Federseerieds ausgedehnt hat. Dort scheinen die Erhaltungsbedingungen noch etwas besser zu sein als im Südteil, der vor dem Zweiten Weltkrieg das Hauptarbeitsgebiet gewesen war. Überprüfungen in den alten Grabungsstellen haben ergeben, daß Reinerths Fundschichten heute zerstört sind. Seine Grabungsergebnisse lassen sich daher auch im Nachhinein nicht mehr verifizieren, seine Interpretation kaum mehr berichtigen.

So bleibt in der Wissenschaft ein zwiespältiges Bild vom Ausgräber Hans Reinerth. Der Newcomer hatte erfolgreich archäologisches Neuland betreten. Die Feuchtbodenarchäologie in Südwestdeutschland und in der Ostschweiz hat er in der Praxis erst richtig entwickelt und viele interessante Funde und Befunde erzielt. Er war der «Motor» der Grabungen, hatte oftmals auch das Glück des Tüchtigen. Er erntete jedoch nicht nur die Früchte, die ein Pfadfinder zwangsläufig vorfindet. Reinerth hat naturwissenschaftliche Methoden mit einbezogen, wie das erst seit 1979 wieder geschieht: Pollenanalyse, Moorgeologie und sogar die Dendrochronologie, die 1941 an der «Wasserburg» den Beweis ihrer Tauglichkeit in Europa erbracht hat.

In populären Schriften und Vorträgen hat der sprachgewandte Archäologe das Interesse der Öffentlichkeit an den «Pfahlbauten» und an der «Wasserburg», dem »schwäbischen Troja«, wie sie 1928 emphatisch genannt wurde, soweit gefördert, daß



Das Federseeried und seine Fundstellen im Überblick. Das Ried nördlich des Federsees wird im wesentlichen erst seit 1979 archäologisch erforscht. Die Ziffern und Symbole im südlichen Teil bedeuten: 1 Riedschachen (I Aichbühler, II und III Schussenrieder Kultur), 2 Aichbühl (Aichbühler Kultur), 3 «Wildes Ried» (wohl Aichbühler Kultur), 4 Taubried (Schussenrieder Kultur), 5 Henauhof (Mittelsteinzeit, Aichbühler und Schussenrieder Kultur), 6 Dullenried (Horgener Kultur), 7 «Wasserburg Buchau» (spätbronzezeitliche Urnenfelderkultur), 8 «Siedlung Forscher» (Mittelbronzezeit).

es das Ende des Dritten Reiches und den Zweiten Weltkrieg fast unbeschadet überlebt hat und lebendig geblieben ist. Die Fülle und Qualität, die hervorragende Erhaltung von Funden und Befunden hat die Archäologen damals vorschnell zu Gesamt-schauen motiviert, zu Allgemeindarstellungen, die im Trend jener Zeit leicht ins Weltanschauliche abgleiten konnten. Hans Reinerth ist gerne den schnellen, den leichten Weg zum Erfolg gegangen. Mit der ideologischen Verbiegung der Fakten und dem Mißbrauch der Wissenschaft hat er der Archäologie aber nachhaltig geschadet.